



**CHRIS
CARTER**

**DEATH
CALL**

ER BRINGT DEN TOD

THRILLER



ullstein

Das Buch

Detective Robert Hunter und sein Partner Carlos Garcia werden an den Tatort eines bestialischen Mordes gerufen: Eine junge Frau ist nackt an einen Stuhl gefesselt, das Gesicht von Scherben zerschnitten und zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Aber es gibt eine Zeugin: Der Killer hatte Tanya, die beste Freundin der Toten, vor der Tat angerufen und sie gezwungen, alles mitanzusehen. Jetzt wird Tanya von Selbstvorwürfen zerfressen. Hätte sie den Mord verhindern können, wenn sie auf die Fragen des Täters hätte antworten können, so wie er es ihr versprochen hatte? Hunter aber weiß: Der Mörder hat ihr absichtlich eine Frage gestellt, die sie nicht beantworten konnte. Es ist ein Spiel, bei dem man nur verlieren kann. Und es hat gerade erst begonnen.

Der Autor

Chris Carter wurde 1965 in Brasilien als Sohn italienischer Einwanderer geboren. Er studierte in Michigan forensische Psychologie und arbeitete sechs Jahre lang als Kriminalpsychologe für die Staatsanwaltschaft. Dann zog er nach Los Angeles, wo er als Musiker Karriere machte. Gegenwärtig lebt Chris Carter in London. Seine Thriller um Profiler Robert Hunter sind allesamt Bestseller.

www.chriscarterbooks.com

In der Robert-Hunter-Serie sind in unserem Hause bereits erschienen:

One Dead (E-Book)

Der Kruzifix-Killer

Der Vollstrecker

Der Knochenbrecher

Totenkünstler

Der Totschläger

Die stille Bestie

I Am Death – Der Totmacher

Death Call – Er bringt den Tod

1

Tanya Kaitlin drehte das Wasser ab, stieg aus der Dusche und trocknete sich gründlich ab, bevor sie in ihren schwarzweißen Lieblingsbademantel schlüpfte. Sobald das getan war, griff sie nach dem farblich passenden Handtuch, das an einem der kleinen Haken hinter ihrer Badezimmertür hing, und wickelte es sich wie einen Turban um das strohblonde nasse Haar. Obwohl das Wasser nur lauwarm gewesen war, hatte sich so viel Dampf entwickelt, dass der große Spiegel, der an der Wand über dem Waschtisch aus schwarzem Granit hing, vollständig beschlagen war. Tanya wischte mit der Hand eine kreisrunde Stelle frei. Sie ging ganz nah an den Spiegel heran und inspizierte gründlich ihr Gesicht. Schon nach wenigen Sekunden hatte sie etwas entdeckt.

»O nein«, sagte sie und drehte sich zur Seite, um besser ihr rechtes Profil betrachten zu können. Mit beiden Zeigefingern zog sie in der Nähe ihres Kinns die Haut straff. »Das hättest du wohl gern, du blöder Mistpickel. Aber vergiss es. Ich sehe dich.«

Tanya widerstand dem Drang, an dem kleinen Pickel herumzuquetschen. Stattdessen zog sie die linke Schublade des Waschbeckenunterschranks auf und begann, zielstrebig darin zu wühlen. Die Schublade war voll mit Tiegeln, Tuben und Ampullen, die verschiedene Öle, Cremes, Lotionen und andere »Wundermittel« für die Gesichtshaut enthielten. Tanya kaufte so ziemlich alles, was in einem der vielen Modemagazine angepriesen wurde, die sie regelmäßig las.

»Nein, du nicht ... du nicht ...«, murmelte sie, während sie

einzelne Produkte beiseiteschob. »Wo zum Teufel ist das Teil? Ich hab es, ich weiß ganz genau, dass ich es hier irgendwo hab.« Ihre Suche wurde hektischer. »Ah, da bist du ja.« Erleichtert atmete sie auf.

Aus den Tiefen der Schublade förderte sie eine kleine weiße Tube mit kugelförmigem Applikator zutage. Sie hatte das Produkt bisher noch nie benutzt, aber in einem Artikel, den sie wenige Tage zuvor gelesen hatte, war es als eins der fünf wirksamsten derzeit auf dem Markt erhältlichen Aknemittel angepriesen worden. Nicht, dass Tanya ein Problem mit Akne gehabt hätte – im Gegenteil, für eine Dreiundzwanzigjährige hatte sie ein ungewöhnlich gutes Hautbild. Aber sie sorgte eben gerne für den Fall der Fälle vor. Die Anzahl der Kosmetikprodukte, die sie allein im Laufe der vergangenen zwei Jahre »für den Fall der Fälle« angeschafft hatte, spottete jeder Beschreibung.

Tanya schraubte den Deckel der Tube ab, sah ein weiteres Mal in den Spiegel und tupfte dann mit Hilfe des Roll-on-Applikators eine kleine Menge der Salbe auf das winzige Pickelchen, das kaum sichtbar an ihrem Kinn spross.

»Ganz genau, Mistding. Du bist erledigt«, sagte sie triumphierend. »Jetzt verzieh dich – und zwar noch vor dem Wochenende, sonst gibt's Ärger.«

Tanya wollte gerade mit ihrem Pflegeritual für Gesicht und Körper beginnen, als sie aus dem Schlafzimmer ein Geräusch hörte – oder wenigstens *glaubte* sie, aus dem Schlafzimmer ein Geräusch gehört zu haben. Sie öffnete die Badezimmertür, schob ihren Handtuchturban so zurecht, dass ihr rechtes Ohr frei lag, steckte den Kopf durch den Türspalt und lauschte kurz. Die unverwechselbare Melodie verriet ihr, dass sie soeben eine Anfrage für einen Videochat von einer ihrer drei engsten Freundinnen erhalten hatte.

»Komme schon ... komme schon!«, rief Tanya und eilte aus dem Bad ins Schlafzimmer. Dort sah sie ihr Smartphone auf dem Nachttisch liegen. Es vibrierte und ruckelte dabei

hin und her, als wolle es zur Melodie tanzen. Hastig riss sie es an sich und warf einen Blick auf das Display – die Einladung zum Videochat kam von ihrer besten Freundin Karen Ward. Die Uhr des Smartphones zeigte zweiundzwanzig Uhr neununddreißig an.

Das Telefon vor ihr Gesicht haltend, nahm sie den Anruf an. Sie und Karen telefonierten oft per Video.

»Hey, Süße!«, rief sie und ließ sich auf die Bettkante plumpsen. »Ich hab einen Pickel an meinem Kinn gefunden, dem musste ich gerade erst mal den Garaus machen. Ist das zu fassen?«

Als das Bild auf ihrem Smartphone-Display sichtbar wurde, runzelte sie verwundert die Stirn. Statt des Gesichts ihrer Freundin waren nur deren tiefliegende blaue Augen zu sehen. Und die waren voller Tränen.

»Karen, alles in Ordnung mit dir?«

Karen antwortete nicht.

»Süße, was ist denn los?«, fragte Tanya in ernsthafter Sorge.

Als sich kurz darauf der Bildausschnitt ganz langsam zu vergrößern begann, wurde ihre Besorgnis zu Angst. Das Gefühl legte sich um sie wie ein zu enger Mantel.

Karens helle Haare waren nass, als hätte sie geschwitzt. Wie feuchtes Papier klebten die Strähnen an ihrer Stirn und an den Seiten ihres Gesichts. Sie musste geweint haben, denn ihr Augen-Make-up war verschmiert und ihr in einem bizarren Muster aus schwarzen Zickzacklinien die Wangen heruntergelaufen.

Tanya beugte sich dichter über ihr Smartphone. »Karen, was um alles in der Welt ist denn los? Geht es dir gut?«

Doch auch diesmal bekam sie keine Antwort, und als der Bildwinkel noch weiter aufging, erkannte Tanya endlich, woran das lag: Karen wurde von einem dicken Lederknebel am Sprechen gehindert. Er saß so fest, dass ihr Gesicht davon ganz verzogen wirkte. Der Knebel hatte ihr sogar die Mund-

winkel aufgerissen. Aus den Wunden lief Blut über ihr Kinn.

»Was soll das?«, hauchte Tanya kaum hörbar. »Karen, ist das irgendein blöder Scherz?«

»Ich fürchte, Karen kann gerade nicht reden.«

Die Stimme, die Tanya durch die winzigen Lautsprecher ihres Smartphones vernahm, musste digital verzerrt worden sein, denn sie klang geradezu beängstigend tief. So tief sprach kein normaler Mensch. Außerdem stimmte etwas mit der Geschwindigkeit nicht; die Worte klangen eigenartig schleppend und gedehnt. Tanya hatte unwillkürlich das Gefühl, als spräche ein Dämon aus einem Hollywood-Film zu ihr. Sie konnte unmöglich sagen, ob es sich um eine männliche oder eine weibliche Stimme handelte.

»Was ...?« Die Brauen angestrengt zusammengezogen, starrte sie auf den Handybildschirm. Doch außer Karen war dort niemand zu sehen. »Wer ist denn da?«

»Wer ich bin, tut nichts zur Sache«, entgegnete die Dämonenstimme monoton. »Wichtig ist allein, dass du mir jetzt gut zuhörst, Tanya, und dass du nicht auflegst. Du kannst mich nicht sehen, aber ich sehe dich. Wenn du den Anruf beendest, wird das schreckliche Konsequenzen haben ... für Karen ... und für dich.«

Tanya schüttelte den Kopf, als wolle sie einen bösen Traum abschütteln. »Was?« Ihre Verwirrung wuchs von Sekunde zu Sekunde.

Der Bildausschnitt vergrößerte sich noch ein wenig mehr, und jetzt sah Tanya, dass Karen mit einem dünnen Seil an einen Stuhl gefesselt war. Tanya kniff die Augen zusammen. Sie kannte diesen Stuhl – und auch das große Poster an der Wand dahinter. Der Anruf kam aus Karens Wohnzimmer.

Tanya zögerte. Sie wägte kurz ab, dann legte sie skeptisch den Kopf schief. *Das kann doch nur irgendein geschmackloser Scherz sein*, dachte sie bei sich. Und dann – endlich – ging ihr ein Licht auf.

»Pete, bist du wieder da? Bist du das mit der dämlichen Teufelsstimme?« Tanyas eigene Stimme klang jetzt wieder etwas fester. »Wollt ihr zwei mich veräppeln?« Sie zog sich das Handtuch vom Kopf, so dass ihr die feuchten Haare offen über die Schultern fielen.

Keine Reaktion.

»Wirklich zum Totlachen, Leute. Kommt schon, Pete, Karen – hört auf mit dem Mist. Das ist echt nicht lustig, okay? Ich hab mich total gegruselt. Ich hätte mir eben vor Angst fast in die Hose gemacht.«

Noch immer kam keine Antwort.

»Leute, jetzt mal im Ernst. Lasst das sein, sonst lege ich auf.«

»Das würde ich an deiner Stelle nicht tun«, meldete sich erneut die Dämonenstimme. »Ich weiß ja nicht, wer dieser Pete ist, aber das ließe sich bestimmt herausfinden. Dann könnte er der Nächste auf meiner Liste werden.«

Tanya sah nach wie vor niemanden außer Karen. Zu wem auch immer diese Dämonenstimme gehörte, er oder sie musste sich hinter der Kamera befinden – obwohl Tanya den Eindruck hatte, dass das Telefon auf ein Stativ montiert war, weil die Bilder kein bisschen wackelten.

Das ist doch vollkommen irre, dachte sie und sah ihrer besten Freundin in die Augen.

Daraufhin atmete Karen scharf durch die Nase ein, was ihr sehr schwerzufallen schien, denn ihr ganzer Kopf zitterte dabei vor Anstrengung. Frische Tränen rollten ihr über die Wangen und hinterließen dort weitere schwarze Linien.

Tanya kannte Karen gut. Sie wusste, dass diese Tränen echt waren. Was immer hier gerade vor sich ging, an einen Scherz glaubte sie jetzt nicht mehr.

»Ich würde mich ja zu gern weiter mit dir unterhalten«, fuhr der Dämon fort, »aber die Zeit drängt, Tanya. Wenigstens für deine Freundin Karen hier. Also erkläre ich dir jetzt, wie die Sache ablaufen wird.«

Tanya versteifte sich unwillkürlich.

»Ich habe nämlich eine Wette abgeschlossen.«

Tanya wusste nicht genau, ob sie richtig gehört hatte.
»Was? Eine Wette?«

»Ganz genau«, bestätigte der Dämon. »Ich habe mit Karen gewettet. Wenn ich die Wette verliere, lasse ich sie frei, und keine von euch beiden wird je wieder von mir hören. Darauf gebe ich euch mein Wort.«

Es folgte eine lange Pause.

»Aber sollte ich die Wette gewinnen ...« Die Person am anderen Ende ließ den Rest des Satzes ganz bewusst unausgesprochen.

Tanya schüttelte den Kopf und stieß den Atem aus. »Ich ... ich verstehe das nicht.«

»Das Spiel ist kinderleicht, Tanya. Ich nenne es *Zwei Fragen*.«

»Hä?«

»Du musst nichts weiter tun, als mir zwei Fragen korrekt zu beantworten«, erklärte die Dämonenstimme. »Ich stelle sie dir nacheinander. Du hast pro Frage so viele Antwortversuche, wie du möchtest, aber wir können erst dann mit der zweiten Frage weitermachen, wenn du die erste richtig beantwortet hast. Solltest du dafür länger als fünf Sekunden benötigen, wird die Antwort als falsch gewertet. Ich brauche nur zwei korrekte Antworten, und deine Freundin Karen kann gehen.« Eine winzige Pause. »Ich weiß, ich weiß. Das Spiel hört sich nicht besonders spannend an, stimmt's? Aber na ja ... warten wir es ab.«

»Fragen? Was denn für Fragen?«

»Ach, keine Bange. Sie hängen alle unmittelbar mit dir zusammen. Du wirst schon sehen.«

Tanya musste erst einmal tief Luft holen, ehe sie sprechen konnte. »Und was passiert, wenn ich Ihnen eine falsche Antwort gebe?«

Diese Frage veranlasste Karen dazu, kaum merklich den

Kopf zu schütteln. Ihre Augen wurden groß, und in ihnen spiegelte sich die nackte Angst.

»Das ist eine durchaus berechtigte Frage, Tanya«, antwortete die Stimme. »Ich habe den Eindruck, dass du eine kluge Frau bist. Das verheißt Gutes.«

Die Stille, die darauf folgte, klang, als wäre die Leitung plötzlich tot. Das musste an dem Stimmenverzerrer liegen, den der Unbekannte benutzte.

»So viel kann ich dir immerhin schon jetzt verraten: Um Karens willen wollen wir hoffen, dass dieser Fall nicht eintritt.«

Auf einmal fiel Tanya das Atmen schwer. Sie wollte dieses Spiel nicht mitspielen. Und das musste sie auch nicht. Sie musste einfach nur auflegen.

»Wenn du auflegst«, sagte die Dämonenstimme am anderen Ende, als hätte sie Tanyas Gedanken gelesen, »stirbt Karen, und du bist als Nächste dran. Wenn du aus dem Bild verschwindest, stirbt Karen, und du bist als Nächste dran. Wenn du versuchst, die Polizei zu rufen, stirbt Karen, und du bist als Nächste dran. Aber ich kann dir versichern, dass das sowieso zwecklos wäre, Tanya. Bis der Streifenwagen hier ist, würden annähernd zehn Minuten vergehen, wohingegen ich nur eine einzige Minute brauchen würde, um deiner Freundin das Herz aus der Brust zu reißen und es als kleines Präsent für die Polizisten auf dem Tisch liegenzulassen. Das Blut in ihren Adern wäre noch warm, wenn sie hier ankommen.«

Diese Worte ließen sowohl Karen als auch Tanya vor Angst erschauern. Karen begann, trotz ihres Knebels zu schreien und sich verzweifelt hin- und herzuwerfen, um sich von den Fesseln zu befreien. Vergeblich.

»Wer sind Sie?«, stieß Tanya hervor. Um ein Haar hätte ihre Stimme dabei versagt. »Warum tun Sie Karen das an?«

»Ich würde dir raten, dich auf das vorliegende Problem zu konzentrieren, Tanya. Denk an Karen.«

Gleich darauf nahm Tanya eine Bewegung am Bildschirm wahr. Eine ganz in Schwarz gekleidete Gestalt bezog Aufstellung hinter dem Stuhl, auf dem ihre beste Freundin saß. Aufgrund des Bildausschnitts konnte Tanya lediglich den Oberkörper der Person sehen.

»Verdammt Scheiße, was für ein kranker Streich ist das hier?«, brüllte sie ins Telefon. Mittlerweile kämpfte sie mit den Tränen.

»Nein, Tanya«, gab der Dämon zurück. »Das hier ist kein Streich. Es ist alles echt. Sollen wir beginnen?«

»Nein, warten Sie ...«, flehte Tanya. Ihr Herz schlug wie rasend.

Doch der Dämon hörte nicht auf sie. »Frage Nummer eins, Tanya: Wie viele Facebook-Freunde hast du?«

»Was?« Tanya traute ihren Ohren nicht.

»Wie viele Facebook-Freunde hast du?«, wiederholte der Dämon ein klein wenig langsamer.

Okay, das kann wirklich nur ein Scherz sein, dachte Tanya. Was ist denn das für eine bescheuerte Frage? Träume ich, oder was ist hier los?

»Fünf Sekunden, Tanya.«

Tanyas verdatterter Blick ging zu Karens Gesicht. Es war zu einer Maske der Angst erstarrt.

Im nächsten Moment begann die Dämonenstimme rückwärtszuzählen. »Vier ... drei ... zwei ...«

Tanya hatte keine Zeit zum Nachdenken. Kurz bevor sie duschen gegangen war, hatte sie auf ihre Facebook-Seite geschaut. »Eintausendeinhundertdreiunddreißig«, antwortete sie wie aus der Pistole geschossen.

Schweigen.

Die Luft in Tanyas Schlafzimmer schien sich zu verdichten und schwer zu werden wie Rauch.

Dann begann die Person hinter Karens Stuhl zu applaudieren.

»Das ist zu hundert Prozent korrekt, Tanya. Du hast ein

gutes Gedächtnis. Durch diese Antwort ist deine Freundin ihrer Freiheit schon einen Schritt näher. Jetzt gilt es: Nur noch eine richtige Antwort, und der Spuk hat ein Ende.«

Wieder eine absichtlich in die Länge gezogene Pause.

Tanya hielt den Atem an.

»Und da Karen deine beste Freundin ist, dürfte die nächste Frage für dich kein Problem sein.«

Tanya wartete.

»Wie lautet Karens Handynummer?«

Tanya runzelte die Stirn. »Ihre Handynummer?«

Diesmal wiederholte der Dämon die Frage nicht, sondern begann sofort mit dem Countdown. »Fünf ... vier ... drei ...«

»Aber ... die kenne ich nicht auswendig!«

»Zwei ...«

Aus Tanyas Kehle drang ein ersticktes Röcheln.

»Eins ...«

»Das ist doch total albern«, sagte Tanya mit einem zitterigen Lachen. »Warten Sie eine Sekunde, dann schaue ich nach.«

2

Detective Robert Hunter vom Raub- und Morddezernat des LAPD bemerkte die rothaarige Frau, kaum dass er den Vierundzwanzig-Stunden-Lesesaal im Erdgeschoss der historischen Powell Library betreten hatte, die zum Campus der University of California in Westwood gehörte. Die Frau saß, teilweise von einem Stapel ledergebundener Bücher verborgen, allein an einem Tisch, hatte einen Kaffeebecher neben sich stehen und tippte konzentriert etwas in ihren Laptop.

Als Hunter auf dem Weg zu seinem angestammten Platz

ganz hinten in der Ecke des großen Saals an ihr vorbeikam, hob sie den Kopf und sah ihn an. Ihr Blick verriet nichts. Er war weder neugierig noch auffordernd oder kokett, lediglich ein beiläufiges Zur-Kenntnis-Nehmen. Bereits eine Sekunde später hatte sie sich wieder ihrem Computerbildschirm zugewandt.

Dies war jetzt schon das dritte Mal, dass Hunter die Frau in der Bibliothek sah. Immer saß sie hinter einem Bücherstapel verschanzt, immer hatte sie einen Kaffee dabei, immer war sie allein.

Hunter liebte das Lesen, und deshalb liebte er den Vierundzwanzig-Stunden-Lesesaal der Powell Library – besonders in den frühen Morgenstunden der Nächte, in denen seine Hyposomie ihn wieder einmal nicht zur Ruhe kommen ließ.

Durchschnittlich einer von fünf Menschen in den Vereinigten Staaten leidet unter chronischer Schlaflosigkeit, die in den meisten Fällen durch eine Kombination aus beruflicher, finanzieller und familiärer Belastung hervorgerufen wird. Hunters Fall allerdings war ein wenig anders gelagert. Er hatte schon mit Schlafschwierigkeiten gekämpft, als er von einem stressigen Berufsalltag noch Jahrzehnte entfernt gewesen war.

Begonnen hatte es kurz nach dem Krebstod seiner Mutter. Damals war Hunter gerade sieben Jahre alt. Nachts saß er allein in seinem Zimmer und sehnte sich nach ihr. Er war so von Trauer überwältigt, dass er keinen Schlaf fand, hatte zu viel Angst, um die Augen zu schließen, und war gleichzeitig zu stolz zum Weinen. Die Alpträume, die ihn heimsuchten, wenn er doch einmal wegdämmerte, waren so verheerend, dass sein Gehirn mit der Zeit eine Art Schutzmechanismus entwickelte: Es hielt ihn mit aller Macht wach. Dadurch wurde der Schlaf für ihn gleichermaßen zu einem Luxus wie zu einem Schreckgespenst. Um sich in den endlosen Nächten die Zeit zu vertreiben, begann Hunter, sich dem Lesen zu

widmen. Er verschlang die Bücher geradezu, denn sie gaben ihm Kraft. Sie waren seine Zuflucht. Seine Festung. Ein sicherer Ort, an dem die schrecklichen Träume ihm nichts anhaben konnten.

Im Laufe der Jahre besserte sich sein Zustand deutlich, und auch die Alpträume wurden seltener. Doch wenige Wochen nachdem er von der Stanford University seinen Dokortitel in Kriminal- und Biopsychologie erhalten hatte, wurde seine private Welt zum zweiten Mal erschüttert. Sein Vater, der nach dem Tod seiner Frau nie wieder geheiratet hatte und zu der Zeit als Wachmann in einer Zweigstelle der Bank of America in Downtown L. A. arbeitete, wurde während eines Raubüberfalls von einer Kugel getroffen und fiel ins Koma. Hunter saß wochenlang an seinem Krankenbett, las ihm vor, erzählte ihm Witze und hielt über Stunden hinweg seine Hand. Doch auch diesmal waren Liebe und Hoffnung nicht genug. Als sein Vater schließlich starb, nahmen Hunters Schlafprobleme und seine Alpträume wieder zu. Seitdem waren sie seine ständigen Begleiter. In einer guten Nacht brachte er es auf drei, maximal vier Stunden Schlaf.

Heute war keine gute Nacht.

Hunter erreichte den letzten Tisch am Ende des Saals und sah auf seine Armbanduhr. Es war zwölf Minuten vor eins, doch ungeachtet der späten Stunde war der Lesesaal noch gut besucht, und die ganze Nacht hindurch herrschte ein stetiges Kommen und Gehen.

Hunter setzte sich so, dass er den Raum überblicken konnte, und schlug sein mitgebrachtes Buch auf. Er hatte etwa eine Viertelstunde darin gelesen, als er Lust auf eine Tasse Kaffee bekam. Die nächstgelegenen Getränkeautomaten befanden sich vor den Türen des Lesesaals neben den Fahrstühlen. Auf dem Weg durch den Saal kam Hunter wieder an der rothaarigen Frau vorbei. Ihre Blicke trafen sich erneut, und auch diesmal wandte sie sich schnell wieder ihrer Arbeit zu, wenngleich nicht ganz so schnell wie beim Mal

zuvor. Obwohl Hunter sie dabei ertappt hatte, wie sie ihn ansah, ließ ihre Körpersprache keinerlei Anzeichen von Verlegenheit erkennen. Im Gegenteil: Sie wirkte vollkommen gelassen und souverän.

Der nagelneue Automat draußen bot fünfzehn verschiedene Kaffeevariationen an, von denen neun aromatisiert waren. Die extravaganteste Kreation – inklusive Topping aus Sahnehaube, Karamellsauce und Schokostreuseln – wurde in einem Becher serviert, der sage und schreibe 0,85 Liter fasste. Er kostete stolze neun Dollar fünfundneunzig.

Hunter musste lachen. Die Preise und Portionsgrößen hatten sich seit seiner Studentenzeit wirklich sehr verändert.

»Sofern Sie Ihren Kaffee nicht pappsüß mögen, würde ich von dem lieber die Finger lassen«, kam plötzlich ein Ratsschlag von hinten.

Hunter erschrak. Als er sich umdrehte, stand die Rothaarige vor ihm.

Sie war unleugbar schön, allerdings auf eine eher unkonventionelle Art, die Hunter faszinierte. Ihre schulterlangen kupferroten Haare waren naturgewellt, und sie hatte sich den Pony rechts über der Stirn zu einer hinreißenden Victory Roll gedreht, der klassischen Pin-up-Girl-Frisur. Sie trug eine altmodische schwarze Schmetterlingsbrille, die perfekt zu ihrem herzförmigen Gesicht passte und die Aufmerksamkeit des Betrachters geschickt auf ihre grünen Augen lenkte. In ihrer Unterlippe saß ein Stecker mit einem kleinen schwarzen Schmuckstein, und ihre Nasenscheidewand war mit einem zierlichen Silberring gepierct. Sie trug ein schwarzrotgemustertes Rockabilly-Kleid im Stil der fünfziger Jahre mit farblich darauf abgestimmten Mary Janes. Weil das Kleid ärmellos war, konnte man sehen, dass ihre Arme von den Schultern bis zu den Handgelenken mit bunten Tattoos bedeckt waren.

»Der Kaffee, den Sie sich angeschaut haben«, erklärte sie, als sie Hunters Verwirrung bemerkte, und wies mit ihrem

leeren Becher in Richtung des Getränkeautomaten. »Der Caramel Frappuccino Deluxe. Der ist viel zu süß. Sofern Sie kein Zucker-Junkie sind, sollten Sie sich den lieber nicht antun.«

Hunter war gar nicht klar gewesen, dass er so aufmerksam die Kaffeeauswahl studiert hatte.

»Die Zuckermenge ist nicht das Einzige, was daran übertrieben ist«, gab er mit einem raschen Blick auf die Frau zurück. »Zehn Dollar für einen Kaffee?«

Ihre Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, das charmant, zugleich aber auch ein wenig scheu wirkte.

»Ich habe Sie schon öfter hier gesehen«, bemerkte sie und lenkte das Gespräch von süßen, überteuerten Heißgetränken auf ein anderes Thema. »Studieren Sie an der UCLA?«

Hunter sah die Frau lange an. Ihr Alter war schwer einzuschätzen. Sie bewegte sich mit dem Selbstbewusstsein und der Autorität einer Staatschefin, doch ihre zarten, jugendlichen Gesichtszüge hätten durchaus die einer Studentin sein können. Auch ihrer Stimme konnte man so recht keinen Hinweis auf ihr Alter entnehmen. Sie hatte einen hellen, fast mädchenhaften Klang, war aber zugleich fest und selbstsicher – eine Kombination, die Hunter ratlos zurückließ.

»Nein«, sagte er. Ihre Frage amüsierte ihn. Er wusste, dass er definitiv nicht wie ein Student aussah. »Meine Studienzeit liegt lange zurück. Ich ...« Sein Blick ging an ihr vorbei in Richtung Lesesaal. »Ich komme einfach gerne nachts hierher. Ich mag die ruhige Atmosphäre.«

Diese Antwort entlockte ihr erneut ein Schmunzeln. »Ja, ich weiß, was Sie meinen«, sagte sie, als sie sich, Hunters Blick folgend, umwandte und den Lesesaal mit seinem Parkettboden im Schachbrettmuster, den dunklen Tischen aus Mahagoni und den hohen gotischen Fenstern betrachtete. »Außerdem«, fügte sie hinzu, »mag ich, wie es hier riecht.«

Hunter sah sie mit einem fragenden Stirnrunzeln an.

Sie legte den Kopf schief, bevor sie sich an einer Erklärung

versuchte. »Ich finde, wenn Wissen einen Geruch hätte, dann würde es so riechen wie hier, finden Sie nicht? Altes und neues Papier. Leder. Holz ...« Eine kurze Pause, in der sie mit den Achseln zuckte. »Überteuert Kaffee und der schale Schweiß von Studenten.«

Diesmal erwiderte Hunter ihr Lächeln. Er mochte ihren Sinn für Humor.

»Ich bin Tracy«, sagte sie und streckte ihm die Hand hin. »Tracy Adams.«

»Robert Hunter. Freut mich sehr.«

Trotz ihrer schlanken Finger hatte sie einen festen Händedruck.

»Bitte«, sagte Hunter und trat einen Schritt zur Seite, während er mit einer Kopfbewegung zunächst auf Tracys leeren Kaffeebecher, dann auf den Automaten deutete. »Nach Ihnen.«

»Nein, Sie waren zuerst hier«, gab Tracy zurück. »Ich bin nicht in Eile.«

»Das ist kein Problem, wirklich. Ich habe mich sowieso noch nicht entschieden«, log Hunter. Er trank seinen Kaffee grundsätzlich schwarz und ohne Zucker.

»Oh. Na gut, wenn das so ist – vielen Dank.« Tracy trat vor den Automaten, stellte ihren Becher in das Fach unter die Düse, warf einige Münzen ein und traf ihre Auswahl – schwarz, ohne Zucker.

»Und, wie sind Ihre Lehrveranstaltungen so?«, erkundigte Hunter sich höflich.

»Nein, nein«, erwiderte Tracy, wobei sie ihren Becher nahm und sich zu ihm umdrehte. »Ich bin auch keine Studentin.«

Hunter nickte. »Ich weiß. Sie lehren hier, stimmt's?«

Tracy sah ihn neugierig und mit einem intensiv forschenden Blick an, doch seine Miene gab nicht das Geringste preis. Was sie nur noch neugieriger machte.

»Ja, das stimmt. Aber woher wissen Sie das?«

Hunter versuchte, die Sache mit einem Achselzucken abzutun. »Ach, das war nur geraten.«

Tracy glaubte ihm kein Wort. »Dass ich nicht lache.«

Sie überlegte, welche Bücher sie an ihrem Platz liegen hatte. Keins davon gab Aufschluss über ihre Tätigkeit, und selbst wenn, so hätte dieser Mann eine geradezu übermenschliche Sehkraft besitzen müssen, um von seinem Platz aus oder im Vorbeigehen die Titel lesen zu können.

»Dafür sind Sie sich Ihrer Sache viel zu sicher. Das war nie und nimmer geraten. Aus irgendeinem Grund wussten Sie es. Aber woher?« Jetzt war ihr Blick schon ein wenig argwöhnisch.

»Gute Beobachtungsgabe«, antwortete Hunter, doch ehe er dies weiter ausführen konnte, spürte er, wie sein Handy in seiner Jackentasche vibrierte. Er fischte es heraus und warf einen Blick auf das Display.

»Entschuldigen Sie mich ganz kurz«, bat er und hob das Telefon ans Ohr. »Detective Hunter, Morddezernat I.«

Tracy zog die Augenbrauen hoch. Damit hatte sie nun wirklich nicht gerechnet. Wenige Sekunden später sah sie, wie sich sein Gesichtsausdruck veränderte.

»Okay«, sagte er und spähte auf die Uhr. Inzwischen war es ein Uhr vierzehn. »Bin schon unterwegs.« Er beendete das Gespräch und sah Tracy an. »Es hat mich wirklich sehr gefreut, Sie kennenzulernen. Genießen Sie Ihren Kaffee.«

Tracy zögerte einen Moment.

»Sie haben Ihr Buch vergessen!«, rief sie ihm hinterher, doch Hunter eilte bereits mit großen Schritten die Treppe hinunter.

Das Morddezernat I des LAPD war eine Elite-Einheit innerhalb des Raub- und Morddezernats, die sich ausschließlich mit Serienmorden und Tötungsdelikten befasste, welche stark im Licht der Öffentlichkeit standen und zeitaufwendige Ermittlungen sowie spezielles Fachwissen erforderten. Und weil eine Stadt wie Los Angeles ihre ganz eigene Klasse gefährlicher Soziopathen hervorzubringen schien, kam Hunter als studiertem Kriminologen und Psychologen innerhalb des Dezernats I eine ganz besondere Aufgabe zu. Alle Morde, bei denen der Täter mit extremer Brutalität und/oder Sadismus vorgegangen war, wurden intern als *ultra violent*, kurz: »UV« eingestuft. Hunter und sein Partner Carlos Garcia bildeten zusammen die UV-Einheit des Dezernats.

Die Adresse, die man Hunter am Telefon genannt hatte, führte ihn nach Long Beach zu einem dreistöckigen terrakottafarbenen Mietshaus, das auf der einen Seite von einer Drogerie, auf der anderen von einem Eckhaus flankiert wurde. Selbst frühmorgens und auf der schnellstmöglichen Route hatte Hunter für die fünfunddreißig Meilen lange Fahrt vom UCLA-Campus in Westwood bis zum Hafen annähernd eine Stunde gebraucht.

Er sah schon die Streifenwagen, kaum dass er von der Redondo Avenue nach links in den East Broadway abgebogen war. Die Polizei von Long Beach hatte bereits einen Teil der Straße abgeriegelt. Garcias metallicblauer Honda Civic parkte gegenüber dem Mietshaus neben einem weißen Van der Spurensicherung.

Als er sich der abgesperrten Zone näherte, musste Hunter fast bis auf Schrittempo herunterbremsen. In einer Stadt, die so gut wie nie schlief, war es kein Wunder, dass sich jenseits des Flatterbands bereits eine kleine Schar von Gaffern eingefunden hatte. Die meisten von ihnen hatten die Arme

über die Köpfe gestreckt und filmten das Geschehen mit ihren Handys oder Tablets, als wären sie auf einem Rockkonzert. Sie alle hofften, einen Blick auf etwas Interessantes zu erhaschen – je schauerlicher, desto besser.

Nachdem Hunter es an der Menge vorbeigeschafft hatte, zeigte er den beiden uniformierten Polizisten, die das schwarzgelbe Absperrband bewachten, seine Dienstmarke und stellte seinen zerbeulten Buick LeSabre neben dem Wagen seines Partners ab. Er stieg aus und streckte seinen eins achtzig großen Körper. Der Wind war kalt, dichte Wolken verbargen die Sicht auf die Sterne, was die Nacht noch dunkler wirken ließ. Hunter befestigte die Marke an seinem Gürtel und sah sich um. Der abgeriegelte Bereich der Straße war insgesamt etwa hundert Meter lang und reichte von der Kreuzung Newport Avenue bis dorthin, wo die Loma Avenue abzweigte.

Hunters allererster Gedanke war, dass es hier jede Menge Fluchtwege gab. Der Freeway war nicht mal anderthalb Meilen entfernt – obwohl es im Grunde gar keine Rolle spielte, ob der Täter motorisiert gewesen war oder nicht. Er hätte nur in eine der zahlreichen Seitenstraßen einbiegen müssen, schon wäre er auf Nimmerwiedersehen verschwunden gewesen.

Garcia, der neben einem Streifenwagen stand und sich gerade mit einem Officer des Long Beach Police Department unterhielt, hatte Hunters Wagen erspäht, gleich nachdem dieser die Absperrung passiert hatte.

»Robert!«, rief er und kam über die Straße auf ihn zu.

Hunter wandte sich um.

Garcias lange braune Haare waren zu einem glatten Pferdeschwanz zusammengebunden. Er trug eine dunkle Hose, ein gebügelt hellblaues Oberhemd und darüber eine schwarze Jacke. Obwohl er einen hellwachen Eindruck machte und seine Kleider aussahen, als kämen sie frisch aus der Reinigung, waren seine Augen müde und blutunterlaufen. Im Gegensatz zu Hunter plagten Garcia nachts für ge-